Ereignis

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **2 (1989)**

Heft 4

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

FOTOS: LUCA MARAINI

Beispiel Denner Wettingen: Auf dem grauen, brachliegenden Flachdach sollen die Bewohner des Wohnblocks Freizeit- und Erholungsräume finden.

Grün aufs Flachdach!

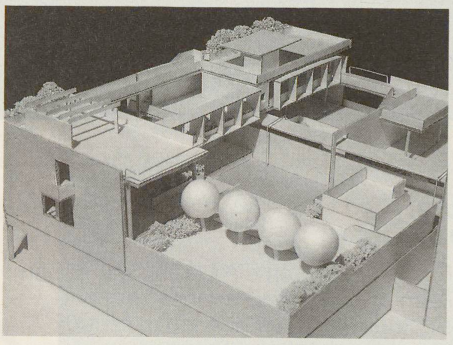
Für das verpönte Flachdach sollen neue Nutzungsmöglichkeiten entwickelt werden: Sie sollen nicht mehr grau und unbenutzt, sondern grün und bewohnbar sein. Architekturstudenten der Höheren Technischen Lehranstalten in Brugg-Windisch und in Horw haben dazu Vorschläge gemacht.

Wie sehen denn Flachdächer heute aus? Meistens unattraktiv, mit Lüftungsrohren, Kaminen und Abfall verunstaltet, zudem oft undicht.

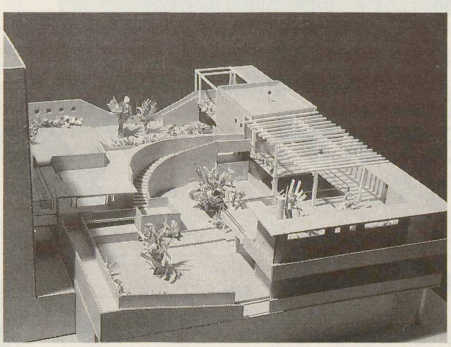
Wie konnte es so weit kommen, dass gewisse Bauordnungen das Flachdach überhaupt verbieten? Das Abwerten des an sich interessanten Flachdaches zu banalen Kiesklebe-Flachdach-Landschaften hat in letzter Zeit zu einer enormen Abneigung gegen das Flachdach geführt. Die Unmöglichkeit, das Flachdach bautechnisch perfekt zu lösen, und nostalgische Sehnsüchte haben diese Situation noch verschärft.

Diese Beobachtungen waren Auslöser für die gestalterischen Arbeiten der Architekturstudenten der Höheren Technischen Lehranstalten in Brugg-Windisch und in Horw. Unterstützt wurden die Arbeiten von der auf Flachdächer spezialisierten Firma Sarna Kunststoff AG in Sarnen.

Luca Maraini, Dozent für Entwurf in Windisch, wählte für seine Studenten eine konkrete bauliche Situation in Wettingen: Auf einem brachliegenden Flachdach – wie es sie in der Schweiz zu Tausenden gibt – mussten die fehlenden Aussenräume für die Freizeit- und Erholungsbedürfnisse der Bewohner eines Wohnblocks projektiert werden.



Vorschläge von Studenten der Höheren Technischen Lehranstalt in Brugg-Windisch: Pergolas, Nischen, Passerellen, begrünte Plätze beleben das Flachdach.



Bauphysikalische, soziologische und raumpsychologische Kriterien müssen berücksichtigt werden: Geht es darum, Gemeinschafts- oder Individualbereiche zu konzipieren oder einfach eine möglichst grosse Vielfalt an verschiedenen Räumen?

Diese Aufgabenstellung scheint im Rahmen einer theoretischen Semesterarbeit möglich und gerechtfertigt.

Die Wirklichkeit jedoch sieht anders aus: Rein architektonische Aspekte genügen nicht. Auch bauphysikalische, soziologische und raumpsychologische Kriterien müssten berücksichtigt werden, um dem Thema Flachdach gerecht zu werden.

Wie müssten Räume auf dem Flachdach gestaltet werden, damit sie überhaupt benutzt werden? Müssten diese Räume als Gemeinschafts- oder eher als Individualbereiche konzipiert werden? Oder beides, das heisst, eine möglichst grosse Vielfalt an verschiedenen Räumen?

Mit solchen Fragen müssten sich Architekten und Planer auseinandersetzen. Denn nur so können Flachdächer zu sinnvollen Aussenräumen werden. Eine Vorstellung, wie Flachdächer gestaltet werden können, gab Le Corbusier 1929, vor 60 Jahren also, in seinem Buch «Précision sur un état présent de l'architecture et de l'urbanisme»: «Überdachte Plätze laden zur Siesta in der Hängematte ein. Ein Sonnenbad fördert die Gesundheit. Und am Abend kann man zur Schallplattenmusik tanzen.

Die Luft ist rein, der Lärm gedämpft, die Aussicht unbegrenzt, die Strasse weit weg. Wenn ganz in der Nähe Bäume stehen, befindet ihr euch gerade unter ihren Kronen. Am Himmel glitzern die Sterne, und ihr könnt sie alle sehen.

Alles das war bisher den verliebten Katzen, die sich hier ein Rendezvous gaben, und den Spatzen vorbehalten.» *CH*

Schildbürgerstreich verhindert

Wie (ungewohnte) Solidarität unter Architekten mitgeholfen hat, einen Schildbürgerstreich erster Güte zu verhindern, zeigt der Kampf um die Erhaltung der alten Kantonsschule «Athene» in Zug.

BILD: FLUGBLATT DES BSA

Die «alte Chruzihütte» – so Kantonsbaumeister Albert Glutz – war einst ein stolzes Schulhaus: 1869 wurde es als Handelsinstitut Neu-Frauenstein erbaut und wechselte später mehrmals Namen und Inhalt, bis es zum Lagerhaus degradiert wurde.

Einen wahren «Schulpalast» sah der Erzieher Johann Baptist Staub vor sich, als er 1869 das Handelsinstitut Neu-Frauenstein in Zug erbaute: «Ich wollte schon durch die Anlage des Baues bekunden, dass man da nicht eines jener zahlreichen Erziehungshäuser vor sich habe, in denen die Jugend für besondere Fertigkeiten abgerichtet, aber niemals gebildet wird», schrieb er 1875.

Jedoch Tempora mutantur: «Für die Regierung steht heute fest, dass unter Einbezug des Baues keine funktional optimale kaufmännische Berufsschule gebaut werden kann», befand der Zuger Regierungsrat 1988.

Das stolze Schulhaus wechselte mehrmals Namen und Inhalt, wurde von Neu-Frauenstein zu «Minerva» und dann «Athene» – unter diesem Namen 1920 Zuger Kantonsschule, bis 1975 die höhere Bildung auszog. Seither steht die «Athene» leer, dient nur noch als Lager für verschiedene Institutionen wie das kantonale Konkursamt.

Ein neues Kapitel begann erst Mitte der achtziger Jahre. Das frühere Kantonsschulareal wurde als Standort für die neue KV-Berufsschule ausersehen – allerdings ohne die alte Kantonsschule selber: Der Zuger Kantonsrat beschloss im Oktober 1986 nicht nur den KV-Neubau, sondern auch den «Athene»-Abbruch. Während das Ratsplenum über dieses «Detail» gar nicht mehr diskutierte, hatte sich die vorberatende Kommission mit 7 zu 5 Stimmen den «Argumenten» der Regierung gebeugt.

Die Opposition gegen diesen Schildbürgerstreich des Amtsschimmels war schon vorher aktiv gewesen und hatte ihr möglichstes versucht. Auch die Denkmalpflege war zweimal mit dem Gesuch um Unterschutzstellung beim Regierungsrat abgeblitzt.

Neu mit alt möglich

Die im «Bauforum Zug» (siehe Kasten) zusammengeschlossenen Fachleute gaben jedoch nicht auf: Architekt Hans Peter Ammann erstellte eine «Machbarkeitsstudie», die den Nachweis erbrachte, dass auch mit der «Athene» ein vernünftiger KV-Neubau möglich sei. Dabei ging Ammann von einer «sanften Renovation» aus.

Der Respekt vor dem Bildungstempel wird durch ein Gutachten des Kunsthistorikers Othmar Birkner («Zuger Neujahrsblätter» 1987) untermauert. Aber auch dieser handfeste Nachweis half nicht: Die Regierung, vertreten durch Baudirektor Paul Twerenbold, einen dynamischen CVP-Macher, der erst seit zwei Jahren im Amt ist, blieb stur; hinter sich weiss er die verkörperte Sturheit in der Person von Kantonsbaumeister Albert Glutz, seinerseits schon seit über 20 Jahren in Zug beamtet.

So wurde im Februar 1988 der Projektwettbewerb ausgeschrieben – mit einem Raumprogramm, das vom Kantonsratsbeschluss abweicht und festhält, dass «die übrigen Gebäude (inklusive ‹Athene›) abgebrochen» werden. Stehen bleiben müssten nach Wettbewerbsprogramm hingegen zwei Pavillons aus Fertigelementen.

Architektensolidarität

Die Opposition reagierte wiederum: Mit einer «Machbarkeitsstudie II» von Architekt Ammann, welche die Vorgaben mit Ausnahme der Abbruchverpflichtung übernahm und gleichzeitig aufzeigte, wie der «Athene» die dominierende Stellung auf dem Gelände gesichert werden könnte. Doch damit nicht genug: Nicht weniger als 28 Architekten – mehr als die Hälfte aller Zuger Büros, von der Qualität her zweifellos die besseren – taten öffentlich kund, dass sie sich an diesem Wettbewerb nicht beteiligen wollten. Resultat dieser Solidaritätsaktion: Ganze neun Vorschläge gingen ein, für einen Wettbewerb von dieser Bedeutung und mit einer Bausumme von über 50 Millionen mehr als nur mager! Die Regierung liess sich wiederum nicht beirren, sie liess jurieren und prämieren.

Der Kampf für die Erhaltung der «Athene» war inzwischen längst keine Insidersache mehr: In kurzer Zeit war eine Volksinitiative zustande gekommen, die den Abbruchbeschluss rückgängig machen und damit einen neuen Wettbewerb ermöglichen will. Im Abstimmungskampf kamen die bekannten Argumente zum Zug, wobei sich die politische Machtelite in schöner Einmütigkeit hinter Twerenbold scharte: Alle Gemeindepräsidenten des Kantons und fünf von sieben Regierungsräten machten im Abbruchkomitee mit. Dass die «Athene» erhaltenswürdig sei, bestritt vor der Abstimmung allerdings niemand mehr. Aus politischer Rechthaberei wurde jedoch die «Erhaltungsfähigkeit» bestritten.

Was alle politischen und fachlichen Vorstösse vergeblich versucht hatten, machten dann am 3. März die Zuger Stimmbürger doch noch möglich: Sie stimmten der Initiative mit 10 520 Ja gegen 9147 Nein zu und machten damit den Weg frei für die Erhaltung dieses «Baudenkmals von überlokaler Bedeutung» (Kunsthistoriker Birkner). Nun muss eben das Konkursamt neue Lagerräume suchen – dafür konnte der Konkurs der Zuger Baupolitik gerade noch abgewendet werden. *PS*

Musterinstitut

Als eines der wenigen noch erhaltenen «Beispiele des strengen Historismus (Neurenaissance mit Einflüssen des späten Klassizismus)» bezeichnet Kunsthistoriker Othmar Birkner die «Athene»: Als Musterinstitut wurde das damalige Neu-Frauenstein an der Landesausstellung 1883 vorgestellt; noch im letzten Jahrhundert figurierte es als «Sehenswürdigkeit und Stolz der Stadt Zug» in den Führern. Auch die dekorative Innenausstattung ist noch weitgehend erhalten, und zwar «in einer Qualität, die heute nicht mehr hergestellt werden könnte» (Birkner).

Bauforum Zug

Zerrissen zwischen Zürich und der Innerschweiz: Die für Zug typische Situation widerspiegelt sich auch in der Architektenszene: Es gibt weder eine Ortsgruppe BSA noch SWB oder SIA; die einen machen in Zürich, die andern in Luzern mit. Damit sie aber auch in Zug ihren Einfluss geltend machen können, haben sich die Architekten und Ingenieure aus dem Kanton im «Bauforum Zug», als Verein organisiert, zusammengeschlossen.

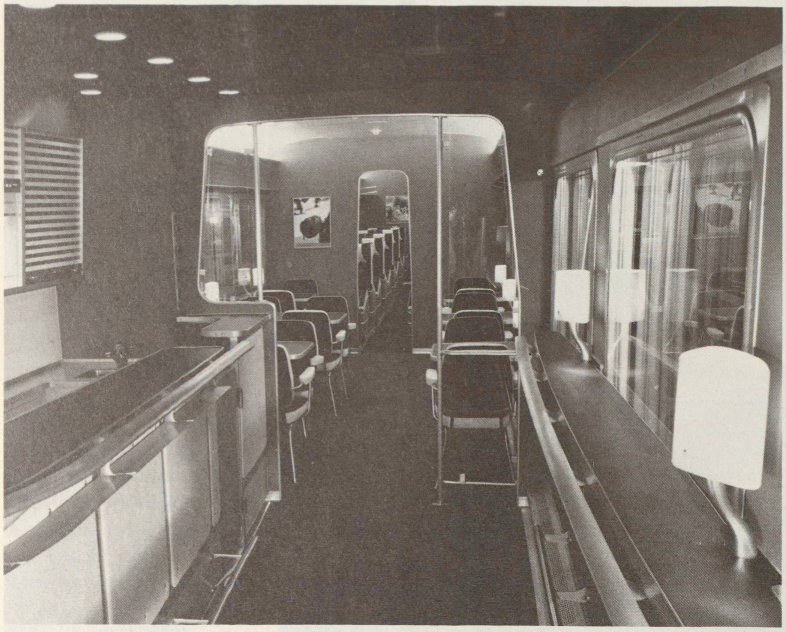


FOTO: URS SIEGENTHALER

Blick in den (halben) Speisewagen in den EC-Zügen. Der Platzservice in der 2. Klasse wird abgeschafft.

Marketing vor Design

Ein Speisewagen oder kein Speisewagen? Das war die Frage beim Umbau der fünf TEE-Kompositionen zu EC-Zügen. Keinen Speisewagen (mehr), befand das SBB-Marketing. Das war jedoch ein Fehlentscheid, wie erste Erfahrungen zeigten. Und darum machen die SBB jetzt einen halben Schritt zurück: zu einem halben Speisewagen.

Umstritten war der Verzicht auf den Speisewagen von Anfang an: «Trotz allen Wenn und Aber, die Abschaffung war ein Fehlentscheid», stellte Benedikt Loderer in der Reportage über den TEE-Umbau fest («HP» 12/88). Diese Meinung teilte nicht nur Franz Romero, als Architekt und Designer für den Umbau verantwortlich: Auch bei der SBB-Bauabteilung war niemand über den von Marketing- und Betriebsargumenten diktierten Entscheid glücklich.

Jetzt hat auch die Erfahrung den Skeptikern recht gegeben: Der «Service à la table», eingeführt im Sog ausländischer Bahngesellschaften und mit Platzgründen gerechtfertigt, hat sich als unpraktikabler Flop erwiesen.

Das ist auch den Leuten von der Betriebsabteilung klar. Den ganzen Schritt zurück zum ganzen Speisewagen mochten sie dennoch nicht machen. Immerhin kann wieder am Tisch getafelt werden: Die 12 Plätze, die als Lounge ausgestaltet waren, werden in 18 Speisewagenplätze zurückverwandelt, mit dem alten Material im früheren Stil. Gleichzeitig wird der Platzservice in der 2. Klasse abgeschafft.

Es bleibt die Frage, welche Gründe die SBB denn bewogen haben, nur halbwegs zurückzubuchstabieren. Für Edwin Müller von der Betriebsabteilung sind es ganz klar die (zu geringen) Sitzplatzzahlen. Die fünf vom TEE zum EC gemachten Kompositionen haben je 231 Sitzplätze (84 in 1. und 147 in 2. Klasse), dazu 18 Speisewagenplätze, die jedoch im obligatorischen Reservationssystem nicht verkauft werden können.

Das sei so wenig, dass der Verzicht auf weitere 39 Sitzplätze nicht drinliege. Das gelte namentlich ab Fahrplanwechsel Ende Mai. Dann werden täglich drei Kompositionen unterwegs sein: eine von Zürich nach Mailand, dann über den Simplon nach Lausanne (TGV-Anschluss) und zurück nach Mailand. Die zweite verkehrt zwischen Mailand und Genf (ebenfalls TGV-Anschluss), die dritte kommt am Morgen von Mailand nach Winterthur, fährt zurück nach Mailand und sichert dann die Spätverbindung nach Zürich. Zwei weitere Züge stehen in Reserve. Alle fünf werden nach den Plänen von Franz Romero umgebaut und mit dem halben Speisewagen bestückt.

«So erfreulich volle Züge für uns sind, so problematisch ist es, wenn wir Leute abweisen müssen», schildert Edwin Müller das Dilemma der Betriebs- und Renditeverantwortlichen.

Das gilt, leicht abgewandelt, auch für den Speisewagenfan: So erfreulich es ist, dass der Zug überhaupt einen Speisewagen hat, so lang wird das Gesicht und so knurrig der Magen, wenn die bescheidenen 18 Plätzlein halt schon von anderen Reisenden belegt sind.

FRITZ AMSLER

FINGERZEIG

Vertrauenssache

Dass ein Produktgestalter für die Industrie ohne den Unternehmer seiner Aufgabe nicht gerecht wird, ist allgemein bekannt. Dass aber ein Unternehmer, ohne einen Produktgestalter zu beschäftigen, Produkte auf den Markt bringt, ist meistens die Praxis. Die Bemühungen, der Industrie den Sinn eines Produktgestalters näherzubringen, haben bisher zu keinem nennenswerten Erfolg geführt.

Warum kann der Gestalter seine Ideale und Ziele dem Unternehmer so schwer vermitteln? Jeder Unternehmer will sich am Markt bestätigen und Gewinne machen. Zu diesem Zweck sind ihm sehr viele Aufwendungen selbstverständlich: Marktforschung, Werbung, Entwicklungen usw. Der Produktgestalter ist zu selten in der Lage, aus der ihm gestellten Aufgabe marktgerechte Lösungen vorzuschlagen, die erst noch ins unternehmerische Erscheinungsbild passen. Er ist Spezialist für ein einzelnes Produkt. Der Unternehmer seinerseits ist oft misstrauisch. Produktgestaltern gegenüber ist er skeptisch, besonders wenn diese den Unternehmer auf die Idee zu bringen versuchen, seinen Betrieb zu verändern.

Wenn der Unternehmer an Design denkt, dann denkt er zuerst an das schnelle Geld. Er hört auf grosse Namen, vertraut auf den lauten Wind, obschon er wissen müsste, dass da wenig dahintersteckt. Die Enttäuschung kommt dann, wenn einsichtig wird, dass sich mit dem Engagement eines Designers der Erfolg nicht automatisch und garantiert einstellt.

Gute Produktgestaltung ist eine Vertrauenssache. Sie muss vom Unternehmer und seinen Mitarbeitern gewollt sein – und nicht als notwendige Zeiterscheinung geduldet werden. Das Engagement eines Produktgestalters ist ein langer Prozess. Eine gute Beziehung zwischen Unternehmer und Gestalter ist die Voraussetzung für ein beispielhaftes Produkterscheinungsbild, das über längere Zeiträume etwas wert ist. Beispiele sind da Olivetti, IBM, Braun, USM-Haller, Gardena usw. Der Gestalter neigt dazu, als Erfinder zu arbeiten, weil sich dadurch «anders» aussehende Gestaltung ergeben soll. Er besitzt aber oft zuwenig Kenntnisse über technische und materialgerechte Lösungen, und nicht selten wirken die unprofessionellen Präsentationen der Ergebnisse negativ. Der Unternehmer seinerseits ist nicht risikobereit. Er erwartet immer wieder Unmögliches vom Gestalter. Das Produkt soll in der Herstellung sehr günstig sein und qualitativ hochwertig – und erst noch einmalig aussehen. Längerfristige Zusammenarbeit mit Gestaltern lohnt sich. Das gilt auch für kleinere und mittlere Betriebe. Es ist wichtig, im immer grösser werdenden Angebot an Waren und Dienstleistungen erkennbar zu bleiben. Lernen ist da nötig. Beide, der Unternehmer und seine Angestellten und der von aussen kommende Gestalter, müssen besser miteinander reden lernen.

Und schliesslich: Risiko lohnt sich. Das gilt besonders für ein Engagement von jungen Gestaltern.

FRANCO CLIVIO

Franco Clivio ist Produktgestalter und Lehrer an der Abteilung Design an der Schule für Gestaltung in Zürich.